

(Nachdruck verboten.)

26]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Carlsson kam also in die Höhe und wurde ein Dicht auf dem Hofe: eine Autorität, die über Dinge Bescheid wußte, welche die andern nicht begriffen. Ein schwacher Punkt aber blieb, und er spürte ihn zuweilen: er war vom Lande, war kein Seemann.

Um diesen letzten Rangunterschied auszugleichen, fing er an, sich mehr für die Seegeschäfte zu interessieren, legte eine große Neigung fürs Meer an den Tag. Ruckte sich eine Glinte und fuhr auf die Jagd hinaus; nahm am Fischen teil und wagte sich auf längere Segelfahrten.

„Mit der Landwirtschaft gehts abwärts, und wir müssen uns aufs Fischen legen,“ antwortete er seiner Frau, die mit Unruhe Vieh und Feld bekommen sah.

„Vor allem das Fischen! Das Fischen für den Fischer und das Land für den Landwirt!“ verkündigte er jetzt auf eine Art, die keinen Widerspruch duldete, nachdem er vom Schullehrer im Kirchenrat gelernt hatte, seine Worte „pallamentarisch“ zu setzen.

Beigte sich ein Mangel im Ertrag, so mußte man Holz hauen.

„Der Wald muß gelichtet werden wenn er reif werden soll! So spricht wenigstens der rationelle Landwirt; ich selber weiß es nicht.“

Und wenn Carlsson es nicht wußte, wie sollten dann die andern es wissen!

Mundqvist wurde die Landwirtschaft überlassen, Klara das Vieh.

Mundqvist ließ Gras auf dem Acker wachsen, schlief vom Frühstück bis zum Mittag auf dem Rain, schlief vom Mittag bis zum Abendbrot in den Büschen; warf Stahl über die Krühe, wenn sie keine Milch gaben.

Gustav haufte noch mehr auf der See als früher und knüpfte den alten Jägerbund mit Norman wieder an.

Das Interesse, das einen Augenblick alle Arme in Bewegung gesetzt hatte, war fortgefallen; für einen Fremden arbeiten, war nicht sehr ermunternd. Darum ging das Ganze nachlässig aber ruhig seinen gewohnten Gang.

Zum Herbst aber, einige Monate nach der Hochzeit, trat ein Ereignis ein, das wie ein Stoßwind auf Carlssons eben mit vollen Segeln ausgelaufenes Fahrzeug wirkte. Seine Frau kam vor der Zeit nieder und gebar ein totes Kind. Die Umstände waren außerdem so beunruhigend, daß der Arzt bestimmt erklärte, jetzt sei Schluß: keine Kinder mehr!

Das war verhängnisvoll für Carlsson; denn nun hatte er für die Zukunft keine andere Aussicht, als einmal aufs Altenteil zu kommen. Da die Alte obendrein noch kränklich nach der Entbindung war, drohte diese Veränderung in seiner Stellung früher einzutreten, als er geträumt hatte. Es kam also darauf an, die Zeit gut auszunutzen, in die Scheunen zu sammeln, an den morgenden Tag zu denken.

Neues Leben kam in Carlsson. Die Landwirtschaft mußte schleunigst gehoben werden; warum, das ging niemanden etwas an. Bauholz wurde gefällt; denn jetzt sollte eine neue Stuga gebaut werden; warum, das brauchte er niemandem auf die Nase zu binden. Die Jagdlust mußte bei Norman schleunigst gedämpft werden, und noch einmal wurde Norman seinem Freunde abspenstig gemacht. Mundqvist wurde wieder eingefangen und mit neuen Vorteilen aufgemuntert. Es ward gepflügt, gesät, gefischt, gezimmert; die Gemeindefachen blieben liegen.

Gleichzeitig führte Carlsson ein häusliches Leben; sah bei seiner Alten; las ihr zuweilen vor, aus der Heiligen Schrift oder aus dem Gesangbuch; sprach zu ihrem Herzen und wandte sich an ihre edleren Gefühle, ohne recht erklären zu können, wo er hinaus wollte.

Die Alte liebte Gesellschaft und hörte gern Gepolter; sie legte also Wert auf diese kleinen Aufmerksamkeiten, ohne weiter darüber nachzudenken, was diese Vorbereitungen auf den Tod bezwecken könnten.

Eines Winterabends, als die Bucht unterm Eis lag, die offenen Meeresflächen aber noch nicht fahrbar waren, man schon vierzehn Tage eingeschlossen war, ohne einen Nachbar begrüßen zu können, ohne einen Brief oder eine Zeitung zu erhalten; als die Einsamkeit und der Schnee das Gemüt bedrückte und der kurze Tag nur wenig Arbeit erlaubte, hatten sich die Leute in der Küche versammelt; auch Gustav war dabei. Das Feuer brannte im Herd und die Burschen saßen und slieten Neze. Die Mädchen spannen und Mundqvist schnitzte an einem Spatenschaft. Der Schnee war den ganzen Tag gefallen und stieg schon über die Fensterscheiben. Wie ein Totenzimmer sah die Küche aus, da die Fenster mit Rafen aus Schnee verhängt waren. Jede Viertelstunde mußte ein Mann hinaus und die Tür frei schaufeln, damit man nicht eingeschneit wurde, sondern zum Melken und Futtern nach dem Stall gelangen konnte.

Jetzt war die Reihe an Gustav; Delrod und Südwester über Wams und Ottermilch, so ging er hinaus; stemmte die Tür auf, gegen die sich der Schnee gelegt hatte, und stand draußen im Schneetreiben. Die Luft war schwarz, die Schneeflocken waren grau wie Motten, groß wie Hühnerfedern; schwebten unaufhörlich nieder, legten sich leise auf einander, erst leicht, dann schwerer; packten sich zusammen und wuchsen an. Schon ein gut Stück ging der Schnee die Wand des Hauses hinauf und nur durch die obere Ecke der Fenster schimmerten die Richter von innen.

Eine Neugier, die ihn schnell überkam, veranlaßte Gustav, den oberen Schnee herunter zu stoßern, damit er ein Guckloch erhielt; als er dann auf den Schneehaufen stieg, konnte er ins Zimmer sehen.

Carlsson sah wie gewöhnlich vor dem Sekretär; er hatte ein großes Papier vor sich liegen; das war oben mit einem großen blauen Stempel bedruckt, der wie die Zeichnung auf den Scheinen der Reichsbank aussah. Die Feder hoch erhoben, sprach er auf die Alte, die neben ihm stand, ein; er schien ihr die Feder geben zu wollen, damit sie etwas schreibe.

Gustav legte das Ohr an die Scheibe; da es aber Doppelfenster waren, hörte er nur ein Gemurmel. Außerordentlich gern hätte er jedoch gesehrt, was da vorging, denn er ahnte, daß es ihn sehr nahe berühre; auch hatte er gelernt, daß es sich um wichtige Angelegenheiten handelte, wenn man gestempeltes Papier benutzte.

Leise öffnete er die Tür, schob die Strohschuhe ab und kroch die Treppe hinauf, bis er auf den oberen Flur kam. Dort legte er sich auf den Bauch; und nun konnte er hören, was in der Stube bei der Mutter gesprochen wurde.

„Anna, Eva,“ verkündete Carlsson mit einem Ton, der zwischen Reiseprediger und Gemeinderat lag; das Leben ist kurz, und der Tod kann über uns kommen, ehe wir es wissen. Wir müssen also darauf gefaßt sein, von hinnen zu gehen, ob es nun heute geschieht oder morgen; das ist ganz einerlei! Unterschreib also, je eher desto besser!“

Die Alte liebte es nicht, so viel vom Tod zu hören; aber Carlsson hatte nun Monate lang so oft davon gesprochen, daß sie gegen diese Rede nur noch schwach Widerstand zu leisten vermochte.

„Aber, Carlsson, ganz einerlei ist es mir nicht, ob ich heute sterbe oder in zehn Jahren; ich kann noch lange leben.“

„Ich habe ja nicht gesagt, daß Du sterben wirst; ich habe nur gesagt, daß wir sterben können; und ob das heute oder morgen, oder in zehn Jahren geschieht, das ist ganz einerlei; einmal muß es geschehen! Also schreib nur!“

„Das verstehe ich nicht,“ widerstrebte die Alte, als wolle der Tod kommen und sie holen; es kann doch wohl nicht . . .“

„Doch, es ist ganz einerlei, wann es geschieht! Ist es vielleicht nicht so? Ich weiß es nicht! Jedenfalls schreib!“ Ihr war, als lege er ihr einen Strick um den Hals, wenn Carlsson mit seinem „Ich weiß nicht“ kam; die Alte wußte sich nicht mehr zu helfen und gab nach.

„Nun, wo hinaus willst Du?“ fragte sie ihn, von dem langen Hinundherreden ermüdet und erschöpft.

„Anna Eva, Du mußt an Deine Nachkommen denken; denn das ist die erste Pflicht des Menschen; darum mußt Du schreiben.“

In diesem Augenblick öffnete Clara die Klüftung und fragte, wo Gustav bleibe; der aber wollte sich nicht verraten und verhielt sich still; konnte aber nicht mehr hören, was weiter in der Stube geschah.

Clara ging zurück und Gustav kletterte hinauf; blieb vor der Stubentür stehen, um die letzten Worte von Carlsson zu hören; die ließen ihn vermuten, daß die Aste unterschrieben habe und das Testament aufgesetzt sei.

Als Gustav wieder in die Küche kam, sahen die Leute, daß ihm etwas geschehen war. Er sprach in versteckten Worten, er werde einen Fuchs fangen, den er schreien gehört; es sei besser, auf See zu gehen, als sich zu Hause von den Läusen fressen zu lassen; ein weißes Pulver unterm Futter könne Gaulen Mut machen; aber auch den Tod geben, wenns zu viel sei.

Carlsson dagegen war beim Abendbrot äußerst menschenfreundlich; erkundigte sich nach Gustavs Arbeitsplänen und Jagdabsichten; holte das Stundenglas und ließ den weißen Sand rinnen; denn, sagte er:

„Die Minuten sind kostbar; essen wir und trinken wir; denn morgen müssen wir sterben!“

Gustav lag in dieser Nacht lange wach; viele finstere Gedanken und schwarze Pläne kreuzten sich in seinem Kopf. Aber er war keine starke Seele, welche die Verhältnisse nach ihrem Sinn ändern, Gedanken in Handlung umsetzen konnte; wenn er eine Sache durchdacht hatte, ließ er sie fallen, als sei sie vollendet.

Nachdem er einige Stunden geschlafen und von anderen Dingen geträumt hatte, war er wieder ebenso fröhlich und ließ fünf gerade sein, indem er darauf traute: Kommt Zeit, kommt Rat; die Gerechtigkeit wird schon ihren Gang gehen; und dergleichen mehr.

(Fortsetzung folgt.)

2]

fettchen.

(Nachdruck verboten.)

Erzählung von Guy de Maupassant.

Deutsch von E. W.

Der Tag dämmerte unmerklich. Die leichten Flocken, die einer der Reisenden, ein echter Rouennier, mit einem Baumwollregen verglichen hatte, fielen nicht mehr. Trübes Licht siderte durch schwere Wolken; in ihrem laßenden Dunkel ließen sie die weiße Landschaft noch heller leuchten; hier tauchte eine Reihe hoher reißbedeckter Bäume auf, dort unter einer Schneelapuze eine Hütte.

Die Leute im Wagen musterten sich neugierig in dieser trauernden Morgendämmerung.

Ganz hinten, auf den Plätzen, schlummerten einander gegenüber Herr und Frau Voiseau, Weingroßhändler aus der Ane Grand-Pont.

Voiseau war früher Kommiss bei einem zugrunde gegangenen Geschäftsmann gewesen; er hatte die Masse aufgelaufen und war reich geworden. Er verkaufte den Keinen Wirten auf dem Lande sehr billig sehr schlechten Wein und galt bei seinen Bekannten und Freunden für einen geliebten Galanten, für einen echten Rouennier, verschlagen und gemüthlich.

Er hatte einen so fest begründeten Ruf als Gauner, daß eines Abends in der Präfektur Herr Tournel, Verfasser von Erzählungen und Gedichten, ein geistreicher und boshafter Kopf, eine lokale Größe, den etwas schläfrig gedruckenen Damen vorschlug, „Loiseau volo“ zu spielen.^{*)} Der Wig slog durch die Salons des Präfekten, drang in die Salons der ganzen Stadt und setzte einen Monat lang alle Sachmuseln der Provinz in Bewegung.

Voiseau war noch durch allerlei Schnurren berühmt, durch seine mehr oder weniger guten Witze. Keiner sprach von ihm, ohne folgende hinzuzufügen: „Ein unbezahlbarer Kerl, der Voiseau!“

Er war von gedringener Gestalt und lenkte einen Ballonbauch unter dem geröteten Gesicht, das ein ergrauernder englischer Bart rahmte.

Seine Frau — groß, stark und forsch, mit lauter Stimme, rasch in ihren Entschlüssen — war Ordnung und Hauptbuch des Geschäfts, das seine heitere Lebhaftigkeit beschwängte.

Neben ihnen saß würdevoller, als einer vornehmeren Klasse angehörend, Herr Carré-Lamadon, ein beträchtlicher Mann, ein Großer in Baumwolle, Besitzer von drei Spinnereien, Offizier der Ehrenlegion und Mitglied des Generalrats. Er war während des ganzen Kaiserreichs der Führer der gutgesinnten Opposition gewesen, nur um sich die Verhöhnung mit der Sage, die er nach seinen eigenen Worten

mit eitterlichen Waffen bekämpfte, teuer zahlen zu lassen. Frau Carré-Lamadon, die viel jünger war als ihr Mann, blieb der Trost der Offiziere aus guter Familie, die nach Rouen in Garnison geschickt wurden.

Sie saß ihrem Gatten gegenüber, ganz zierlich, sehr hübsch, eingemummt in ihren Pelz, und betrachtete mit verzweifelter Miene das klägliche Innere des Wagens.

Ihre Nachbarn, Graf und Gräfin Hubert de Bréville, trugen einen der ältesten und vornehmsten Namen der Normandie. Der Graf, ein alter Edelmann in großem Stil, bemühte sich durch Toilettenkünste, seine natürliche Unehlichkeit mit der königlichen Majestät Heinrichs IV. zu verstärken, der einer für die Familie ruhmreichen Ueberlieferung zufolge eine Frau von Bréville geschwängert hatte, wofür dann der Chemaun Graf und Provinz-Gouverneur wurde.

Kollege des Herrn Carré-Lamadon im Generalrat, verirat Graf Hubert die orleanistische Partei im Departement. Die Geschichte seiner Heirat mit der Tochter eines kleinen Neederz in Nantes war immer geheimnisvoll geblieben. Aber da die Gräfin sich als große Dame trug, ihr Haus vornehmer führte als irgend jemand, da man ihr sogar nachsagte, daß sie die Geliebte eines Sohnes Louis Philipps gewesen war, wurde sie von dem ganzen Adel geehrt, und ihr Salon war der erste in der Gegend, der einzige, in dem sich die alte feine Sitte erhielt, und zu dem man nur schwer Zutritt hatte.

Das Vermögen der Bréville, das ganz in Liegenschaften bestand, warf angeblich ein Einkommen von nahezu einer halben Million ab.

Diese sechs Personen nahmen die innersten Plätze des Wagens ein; sie vertraten die wohlhabende, sorgenlose und kraftvolle Gesellschaft, die Berufenen und Ehrenhaften, die Religion und Prinzipien haben.

Durch einen eigenen Zufall saßen die Frauen alle auf derselben Bank; die Gräfin hatte als Nachbarinnen noch zwei barmherzige Schwestern, die an langen Rosenkränzen ihre Pater noster und Avo Maria herunturmurmelten. Die eine war alt, von Blatternarben zerfressen, als hätte sie aus nächster Nähe eine Nitraileusenladung mitten ins Gesicht bekommen. Die andere war sehr schwächliche, mit einem hübschen, kränklichen Köpfchen, und ihre schwindsüchtige Brust war zernagt von jenem verzehrenden Glauben, der Märtyrer und Heilige schafft.

Gegenüber den beiden Schwestern lenkten ein Mann und eine Frau die Blide aller auf sich.

Der Mann war der allbekannte rote Cornudet, der Schrecken der ansässigen Leute. Seit zwanzig Jahren feuchtete er seinen großen roten Bart in den Vierfeldeln aller demokratischen Aneipen an. Er hatte mit Brüdern und Freunden ein recht ansehnliches Vermögen durchgebracht, das ihm sein Vater, ein ehemaliger Konditor, hinterlassen hatte, und er wartete mit Ungeduld auf die Republik, um endlich den Platz einzunehmen, den er durch so viele Gläser verdient hatte. am 4. September^{*)} — infolge eines Schabernacks, wahrscheinlich — hatte er geglaut, er sei zum Präfekten ernannt worden, aber als er sein Amt antreten wollte, weigerten sich die Bureaudiener, die allein das Feld behauptet hatten, ihn anzuerkennen; und das zwang ihn in den Ruhestand. Sonst ein sehr guter Kerl, harmlos und gefällig, hatte er sich mit unbergleichlichem Eifer der Organisation der Verteidigung gewidmet. Er hatte überall Löcher ins Feld graben, alle jungen Bäume in den Wäldern umhanen lassen, Fäden auf allen Wegen gelegt, und hatte beim Nahen des Feindes, voll Besriedigung über seine Mühsungen, schnelligst seinen Rückzug in die Stadt angetreten. Er glaubte jetzt sich in Habre müllicher machen zu können, wo neue Verschanzungen notwendig werden würden.

Die Dame — eine von denen, die man galante Damen nennt — war berüfimt durch ihre vorzeitige Weisheit, die ihr den Spitznamen Fettchen eingebracht hatte. Sie war klein, kugelförmig, speditig, hatte gedunsene Finger mit Fettlingen wie Wurzelspitzen; mit ihrer glänzenden, straffen Haut, ihrem riesigen Busen, der unter dem Kleid hervorsprang, war sie immerhin appetitlich und begehrt, so erfreulich war sie in ihrer Frische anzusehen. Ihr Gesicht war ein roter Apfel, eine Pfingstrosenknospe, die eben aufbrechen will; darin taten sich oben zwei herrliche schwarze Augen auf, beschattet von langen, dichten Wimpern, die den Blick dunkelten, und unten ein reizender Mund, mit geraden Lippen, feucht wie zum Küssen, und schimmernden, winzigen Zähnen.

Außerdem sollte sie voll unschätzbaren Eigenschaften sein. Soweit sie erkannt war, ließ ein Geranne unter den anständigen Damen, und die Worte „Dirne“ und „öffentliche Schande“ wurden so laut geflüstert, daß sie aufschaute. Sie ließ einen so herausfordernden und jeden Blick über ihre Nachbarn gleiten, daß sofort ein tiefes Schweigen herrschte und alles die Augen senkte, mit Ausnahme von Voiseau, der sie angeregt musterte.

Aber bald nahmen die drei Damen ihre Unterhaltung wieder auf; die Unwesenheit des Mädchens hatte sie plötzlich zu fast intimen Freundinnen gemacht. Sie glaubten aus ihrer Gattinnenwürde eine Schutzwehr aufwerfen zu müssen, gegen diese läufige Schamlosigkeit; die gezielte Liebe erhebt sich immer über ihre freie Schwester.

^{*)} Anmerkung des Uebersetzers: Unübersetzbares Wortspiel: l'oiseau volo (der Vogel fliegt) bedeutet das bekannte Gesellschaftsspiel „alle Vögel fliegen“, hier mit dem Nebenjina Loiseau volo = Herr Voiseau fliehet. Der Wortwitz spielt noch im nächsten Satz mit dem Wort voler.

^{*)} Anmerkung des Uebersetzers: Am 4. September 1870, zwei Tage nach der Gefangennahme Napoleons III. bei Sedan, wurde in Paris die Republik proklamiert.

Auch die drei Männer vereinigte angeichts Cornubels ein starrschaltender Instinkt; sie sprachen über Geldfragen in einem gewissen Ton der Geringschätzung für die Armen. Graf Hubert berichtete über die Schäden, die er von den Preußen erlitten hatte, von den Verlusten an gestohlenem Vieh und verlorener Ernte, mit dem Selbstbewußtsein eines großen Herrn und zehnfachen Millionärs, den diese Verwüstungen kaum ein Jahr belasten. Herr Carré-Samadon, der in Baumwolle stark mitgenommen war, hatte vorsorglich sechshunderttausend Franks nach England geschickt, einen Notgroßen für alle Fälle. Voiseau hingegen hatte es fertig gebracht, an die französische Seeresverwaltung all die ordinären Weine zu verkaufen, die ihm im Keller geblieben waren, so daß der Staat ihm eine gewaltige Summe schuldet, die er, wie er höher erwartete, in Habre einkaufieren würde.

Alle drei wechselten rasche und vertraute Blide. Trotz ihrer verschiedenen Lage fühlten sie sich Brüder durch das Geld, Glieder der großen Freimaurerloge der Reizenden, denen es von Gold klingt, wenn sie die Hand in die Hosentasche stecken.

Der Wagen fuhr so langsam, daß man um zehn Uhr morgens noch keine vier Meilen hinter sich hatte. Die Männer stiegen dreimal aus, um bergan zu Fuß zu gehen. Man begann unruhig zu werden, denn man sollte in Toles Mittag essen und vor Einbruch der Nacht konnte man schwerlich eintreffen. Alles hielt Ausschau nach einem Wirtshaus an der Straße, als auf einmal die Kutsche in einer Schneewehe versank; man brauchte zwei Stunden, um sie herauszuholen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Pariser Lumpenproletariers.

Unter dem seltsamen Titel: „Eine Hand im Genid“ ist kürzlich in dem Pariser Verlag von Laffel ein Buch erschienen, das es verdient, aus den unzähligen Neuerscheinungen herausgegriffen zu werden. Um der achtzig Seiten willen, die darin als „Tagebuch eines Paria“ stehen, Pierre Wille, der im „Temps“ zuerst darauf aufmerksam machte, bemerkte mit Recht, daß man diesen achtzig Seiten lobend nachzujagen könne, daß sie nicht den Stempel der Literatur tragen. Hätte Gorki als Verfasser gezeichnet, so würde alle Welt schon davon sprechen. Ein ähnliches Buch gäbe es in der französischen Literatur noch nicht. Milles Urteil ist nicht übertrieben. Dieses Tagebuch, dessen Aufzeichnungen uns nie vergessen lassen, daß sich alles in der Lichtstadt Paris abspielt, gehört zu dem Erschütterndsten, was zu dem Kapitel Großstadtleid beigefügt wurde. Aber es ist mehr als nur „Großstadtleid“, was darin seinen plastischen Ausdruck findet — es ist das Elend der ganzen Welt, wie es heute zu den selbstverständlichen Erscheinungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung gehört. Dieses Elend, das sich da zusammenfindet, stammt nicht nur aus Paris, sondern aus allen Erdteilen. Und wenn auch die darin vorkommenden Menschen zum größten Teil nicht mehr fähig sind zu arbeiten, trotzdem sie noch verhältnismäßig jung sind, ja, die den Willen zur Arbeit gar nicht mehr in sich fühlen, wenn es auch echte Lumpenproletarier sind, die sich scheinbar mit dem Geschick und selbst mit der herrschenden Gesellschaft ausgesöhnt haben (wie Pierre Wille zu seinem eigenen Trost anzunehmen geneigt ist), nur weil sie von ihrer Mitmenslichkeit nicht zur Arbeit gezwungen werden: aus hunderttausend Einzelheiten geht trotzdem hervor, daß sie Opfer der Zufälle wurden, die aus den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen herauswachsen, weil diese Gesellschaft die Sonderlichkeiten ihres Wesens damit quittierte, daß sie sie in das verlierendste Elend stieß.

Das Tagebuch wurde von einem Provinzjournalisten niedergeschrieben, der seine Stellung verlor und infolgedessen nach Paris verschlagen wurde. Seine Geldmittel erschöpften sich sehr rasch und seine Empfehlungsbriefe nützen ihm nichts. Unglücklicherweise gehört er zu den Menschen, die in ihrer Energielosigkeit sich vor jeder Entscheidung fürchten und ganz unsähig sind, im Kampf auszuhalten. Ein kleiner Fall genügt bei ihnen, um ihren unermüdlichen Untergang herbeizuführen, kraft der edlen Struktur unserer heutigen Klassengesellschaft, in der sich nur die Rücksichtslosen, Hartnäckigen und vom Zufall Begünstigten auf den höheren Sprossen der sozialen Leiter halten können, während die Schwächeren wie überflüssiger Ballast zum Schutt abgestoßen werden. Der Paria, der in dem Tagebuch seine Geschichte erzählt, erhält an dem Tag den entscheidenden Stoß, an dem er seinen besseren Angang verliert. Er schreibt: „Eine traurige Ueberzählung harter meiner, als ich ins Hotel zurückkehrte. Ich hatte aus all meinen alten Kleidungsstücken ein Paket gemacht, das der Garçon, als ich wegging, in ein feuchtes Schuttloch warf. Jetzt war es nur noch ein Haufen Schimmel. Eine Jade und eine Hofe, die fast neu waren, ein Rock, ein dickes Triloch, eine Weste, Flanells, drei schöne Hemden und zwei Duzend Taschentücher, einfach meine ganze Garderobe, verfault, endgültig verloren. Der Garçon brach in ein dummes und grausames Lachen aus, als er diesem Auspacken beistand. . . . Soll ich es gestehen? Ich weiß nicht, ob mich der Verlust, den ich eben erlitten hatte, oder die Bosheit dieses Menschen schmerzlicher berührte, der so frei von allen Ge-

wissenbüßen war. Es schien mir, als ob mein Schmerz gemildert worden wäre, wenn ihn der Anblick meines Leidens bewegt, wenn er etwas Mitleid gefühlt hätte. . . . Ich habe keine Wünsche, nichts Sauberes mehr. Ich wage das Bild, das ich in den Schaufenstern von mir sehe, nicht anzublicken. . . . Ich sehe aus wie ein Bettler. Jedesmal, wenn ich wieder zu jemandem gehe, fühle ich mich zuerst verpflichtet, die Gründe für die Vermächtigkeit meines Aussehens zu erklären. . . . Und die Einzelheiten, die ich geben muß, erschauern denen, die mir zuhören, so verlegen und lang, daß ich unweigerlich unterbrochen und höflich abgewiesen werde, ehe ich meine Erzählung beendigt habe.“ Danach geht es schnell abwärts mit ihm. Zuerst ist er gezwungen, die Wohnung zu wechseln. Als er in Paris ankam, wohnte er anfänglich in einem „angesehenen“ Hotel in der Rue de Verbois. Ein Schreiner gibt ihm den Rat, sich in einem Hotel boulevard in der Rue de Seine einzumieten, das sich durch seine mäßigen Preise auszeichnet und ganz „respectable“ Personen, wie er sich ausdrückt, beherbergt. Da ist Madame Grondin, eine feine alte Dame, die eine Nackenhaube trägt; aber man sieht auch einen Neger, der sich den Unterhalt seines Lebens damit verdient, daß er auf den Terrassen vor den Cafés Niggermelodien zum Vario singt. Ein Böhm, der für zwanzig Sous pro Stunde in öffentlichen Bibliotheken einem sucht, was man braucht. Und da ist endlich noch ein besessenes Haupt aus der medizinischen Fakultät, das sich wie ein Apotheker in der alten Komödie angeht. Der Ersttudent lebt mit einer großen mageren Frau zusammen, die sich Apolline nennt und ein Typus anhergewöhlicher Resignation ist. Sie sagt: „Man muß sich mit wenig zu begnügen wissen, was brauchen wir?“ Dann bricht sie in ein Lachen aus.

Wer weiß, wie lange der Paria in der Rue de Seine geblieben wäre, wenn man ihm seine Stiefel nicht gestohlen hätte.

Darüber erzählte er: „Ich wollte Gras säen heute. Ich ging also nach der Umwallung auf der Seite von Passy und legte mich auf die Wöschung. Da meine Füße vom Laufen geschwollen waren, zog ich meine Schuhe aus. Bald schlief ich unter dem Druck der Hitze ein. Als ich erwachte, sah ich zu meinem Schrecken, daß meine Schuhe verschwunden waren. . . . Eine alte Frau, die sich mit ihrer Geis zankte, sagte mir, als sie meine Strümpfe sah: „Ich sehe wohl, was Ihr sucht, mein Herr. Zwei Männer sind soeben vorübergegangen. Der größere hielt ein paar Stiefel in der Hand. Sie hatten üble Gesichter. Vielleicht erwtigen Sie sie noch, armer Herr. Ich kannte wie ein Wahnsinniger in der Bezeichneter Richtung davon. Trotz meiner Verzweiflung konnte ich es aber nicht verhindern, daß ich die entsetzlichen Beschwerden fühlte, die es mir machte, so zu laufen und ich stellte mich ohne ein gewisses Eitelkeitsgefühl fest, wie zart und wenig abgehärtet meine Füße noch waren, trotz der jammervollen Umstände meines Daseins. Kulturfüße, dachte ich. In demselben Augenblick erblickte ich meine Diebe, und wandte mich an den, der die Beute trug:

„Aun.“ sagte ich zu ihm, „wo gehst Du mit meinen Schuhen hin? Er trat auf mich zu. Ich sah voraus, daß der Streit ungleich sein würde und murmelte in einem verzöhnlichen Ton: „Geh doch, gib mir, was mir gehört. Und ich laß Euch alle beide gehen. Siehst Du denn nicht, daß ich ein armer Teufel bin?“ Ich hatte kaum zu Ende geredet, als ich zwischen die Augen einen schmerzhaften, plötzlichen Stoß erhielt und bewußtlos zu Boden sank. Als ich wieder zu mir kam, griff ich mit der Hand nach meiner blutigen Stirn. Der Kerl hatte mir mit dem Absatz meines Schuhs einen fürchterlichen Hieb versetzt. Was sollte ich machen? Ich befand mich in einer lächerlichen Lage. Ich sollte in meinen Strümpfen über die Avenue gehen, durch die eben die Spritzwagen fuhren und nachher in dem glühenden Staub marschieren. Meine Füße brannten. Ich konnte mich endlich in einen verlassenem Square flüchten, wo ich die Nacht abwartete, um mein Logis aufzusuchen.“

Er hat den letzten Halt verloren. Und er gibt sich allem, was kommt, jetzt widerstandslos preis. Er scheint fast eine gewisse Wollust bei seinem Abstieg zu empfinden. Seine Bedürfnisse sind auf das Mindestmaß herabgeschraubt. Er braucht fast gar nichts. Nachts hilft er oft in den Gemüsehallen. Manchmal geht er auch zu einem Maler, wofür er fünf Franken pro Tag erhält. Nebenbei bestellt er ein wenig und eines Tages darf er einen „Kollegen“, einem Journalisten, die Bibliothek rangieren: für einen Franken und ein Glas Wein. Er wohnt jetzt in der Rue Brise-Miche. Zwölf Betten giebt es da, und die Kammeraden sind „fast alle bravo Kerls“. Rubelle, der ehemals Notar war und jetzt Notizbüchlein verkauft, aber sich eine reizende Art erhalten hat. Deoiz, der sich Ingenieur nennt und behauptet, in der Redaktion des „Ebenement“ gelesen zu haben. Ein Maitre d'hôtel, der stellunglos ist; ein „Engländer“, der sein Leben auf Messen fristete, aber mit dreißig Jahren nicht mehr kann, da er ein Geis ist, und da ist vor allem Papa Collet. Papa Collet verteilt auf der Straße Prospekte für einen Optiker. Er zeichnet sich durch seine sabelhafte Sauberkeit aus und einen überlangen Nagel am kleinen Finger, den er mit außergewöhnlicher Liebe pflegt. Er braucht jeden Morgen eine Stunde für seine Toilette. Er wischt seine Schuhe bis zur Sohle, ins Zahnfleisch setzt er einen falschen Zahn, den er selbst aus einem Knochen schneidet, er rasiert sich vor einem Glassplitter, schmiert sich die Haare mit einer Art von ihm selbst zubereiteten Ohsen-seit ein und geht weg, strahlend und gepuht. . . . Unser Paria hat die Kraft schon verloren, auf sein Aeußeres so viel Wert zu legen. Zuweilen giebt es noch „erhabene Momente“. So zum

Beispiel, als er sich eines Tages in Gesellschaft von einigen Schlafgenossen im Restaurant der „Kolonien“ ein Mahl leistet, das einen Franken und 75 Centimes kostet. Hémerch, sein Freund, hat eine Unterstützung von 100 Franken beim Ministerium des öffentlichen Unterrichts erhoben; deswegen diese „Ausgeschweifurgen“. Hémerch war einst Schullehrer und hatte nur das Unglück, als er einmal, betrunken, von seinen Schülern bis zum Hals mit Sand überschüttet wurde, von dem Schulinspektor in dieser armseligen Lage gefunden zu werden. Zuweilen hebt Hémerch den Kopf seiner Pein in die Höhe: „Da, seht, da habe ich den Kopf dieses Dioten eingemeißelt.“ Und dann fügt er fast wütend hinzu: „Und sagen, daß ich seit jenem Tag nicht mehr trinke.“ Hémerch ist sehr geschickt und voller Einfälle. Er hat „einen Verleger“ gefunden, der ihm deutsche Uebersetzungen abnimmt, und der Baria, der auf seine Kosten lebt, liebt ihn wie ein Hund. Unglücklicherweise fängt die Arbeit an, ihnen zu fehlen. Hémerch wird krank. Es ist unmöglich, den dunkeln Unterschlupf in der Rue Brise-Niche zu behalten. Es muß noch billiger sein. In der Rue Simon-le-Franc kostet es weniger. Diese Wohnungssuche ist in dem Tagebuch folgendermaßen geschildert:

„Der Besitzer hat uns, ihm zu folgen. Wir mußten eine Treppe hinaufklettern, der mehrere Stufen fehlten, und dann über einen langen Gang gehen, der voll von Unrat und Kot war. Viele Zimmer hatten keine Türen mehr. Ein trübselige Frau im Hemd begegnete uns, die ein mit Papier gefülltes Gefäß in ihren Armen hielt; aber kaum hatte sie den Hausherrn erkannt, als sie sich beeilte umzukehren mit ihrer kostbaren Last. . . . Auf der Klinke einer Tür hing ein vor Eiter und Blut schimmlicher Verband. Und auf dem Boden lagen Apothekerflaschen, Pflaster und die Reste eines Mahls. Das Zimmer, in das wir geführt wurden, war ein zweiter Saal, dessen Parkett sich ungleichmäßig wellt und in dem zehn numerierte Betten stehen, von denen jedes einen Stuhl hat, auf dem sich eine Kanne befindet.“

„Ihr habt die Nummern 9 und 10,“ sagt uns der Hausherr. „Die Wäsche wird jeden Monat und das Handtuch alle vierzehn Tage gewechselt.“ Sobald ich Hémerch untergebracht hatte, ging ich wieder fort. Als ich auf den Schlag 10 Uhr nach Haus kam, fand ich in meinem Bett einen Betrunknen, dessen weißblauer Kopf auf den Boden hing; ein Speichelfaden rann aus seinem halb-offenen Mund. Ich dachte nicht einmal daran, ihn zu stören und schloß zu Hémerch, der fest schlief. Die ganze Nacht war in dem Hotel ein fürchterlicher Tumult, ein ununterbrochenes Getöse zugeschmetterter Türen. Aus dem oberen Stockwerk drang der Lärm eines heftigen Streites zu mir, der mit einem dumpfen Fall endigte. Dann brach eine Menge angegrünter Weiber und Männer in die Stube. Sie legten eine Masse von Nahrungsmitteln auf die Betten und begannen nach dem Schmaus eine Kartenpartie, die sie mit Liebesflüchen und Anreden würzten. Als ich am Morgen aufstand, war mein Körper steif, wie bei einem Menschen, der nicht schlafen kann. . . . Im Gang suchte ein alter Hinfuß, der von draußen hereingekommen war, unter dem Unflat und den zertrümmerten Resten Krümel.“

Und in diesem entsetzlichen Milieu kosteten die Betten immer noch 30 Centimes (25 Pf.) die Nacht. Alles mögliche wohnt da: Chrano, der Apache; Herr de Méritens, der sich rühmt, ein Adliger zu sein, und seine treue Gehilfin, Madame Juliette. Die meisten sind vom Alkohol schon völlig zerfressen: Brion, der davon träumt, Unterleutnant gewesen zu sein; Ducasse, dessen Nase nur noch aus einem kleinen Fleischstücken besteht (wofür man ihn Liebesaffe nennt); Grumeau, der täglich seine zwanzig Abstinenz trinkt. Eines Abends kommt ein kleiner, alter Mann, der alle grüßt und eine Tafel über sein Bett hängt, auf der ein entsetzlich magerer Mensch dargestellt ist, der nur ein Paar Hosen aus grobem Drill an hat und an dessen Seite viel mehr Rippen sichtbar werden, als man gewöhnlich zu haben pflegt. Der Alte gab zu verstehen, daß dies der Christus der Armen sei und daß er ihn selbst gemalt habe. Jeden Abend sprach er sein Gebet davor.

In diesem Hotel hielt auch der Tod reiche Ernten. Leute „vom andern Ende der Welt“ kommen sterbend nach Paris. Und die „Eingeborenen“ sagen ihnen, wie dumm das von ihnen sei, hierher zu kommen, um zu sterben. Besonders ein alter Araber muß das öfters hören, worauf er jedesmal seine traurige Geschichte erzählt, in einem seltsamen spitzigen, kindlichen Französisch: Eines Tages fiel sein Pferd, das seine einzige Habe bildete, auf der Straße tot nieder. Er ließ es liegen, ging nach Algier in die Rue Randone zu dem Joudi Juda Ben Saruf, der jüdische Krapsen verkauft und dessen „moutere“ sein Kind erzog, sein „moutchachou“. „Was soll nun aus mir und meinem Jungen werden, da ich kein Pferd mehr habe,“ fragt er. Der Joudi verband einen Augenblick den Kopf in den Händen und rief ihm dann, nach Marseille zu fahren und dort nach dem Hause seines Freundes Mardochi Ben Jacoub zu fragen, der Sardinen verkauft am alten Hafen und ihn sicher sofort anstellen würde. Also nahm der Araber sein moutchachou auf den Rücken. Der Kapitän eines Schiffes nahm ihn auf. Aber als er in Marseille ankam, erfuhr er, daß Mardochi Ben Jacoub schon lange tot sei. Tagelang irrte er in dem ungeheuren Hafen umher, ernährte sich von den verdorbenen Bananen, die herumlagen und trank, wider die Gesetze des Korans, eines Abends Wein. Da wurden der Araber und sein moutchachou, der ebenfalls genippt hatte, voller Freude, es war ihnen, als ob die Schiffe auf dem

Meer tanzen und sie sprachen alle Matrosen an. Als er aber schließlich keine Arbeit fand, ging er ins Land. Um ein wenig Geld zu verdienen, tanzte er in den Dörfern, wie der „nigro di la kasba“ . . . Er sang dazu: „kissif li maboul . . .“, aber es regnete öfters Steine als Coups. Er fühlte, daß die Thränen seines Moutchachou ihm die Haare näßten. Der Kleine rief nach Brot. „Morgen, morgen wirst Du essen,“ flüsterte er ihm zu. Vor seinen Augen tanzten die großen Hungerfleder und hinderten ihn am Gehen. Eines Tages setzte er sich mit seinem Kleinen in den Armen auf einen Stein und schlief ein. Als er aufwachte, rührte sich sein moutchachou nicht mehr. Er rief ihn: Amar, Amar — aber Amar war tot. Die Erde im Umkreis schien ihm eine Wüste zu sein. . . . Der Alte weint. . . .“

Noch eine Szene aus dem „Hotel“: Eines Abends liegt der einäugige dicke Peter totesoffen im Gang. Zwei Frauen sitzen auf seiner Brust und vertreiben sich die Zeit damit, daß sie ihm mit einer Nadel ins Auge stechen. „Meine Julie, sagt die eine, ich versichere Dir, daß Du Dich geirrt hast, Du stachst ihm ins gute.“ — „Aber dann ist er blind.“ — — —

Und draußen ertrinkt Paris in einem Meer von Schönheit.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Künstliche Kälte im modernen Leben. Die konservierende Wirkung der Kälte ist seit Jahrzehnten bereits vielfach beim Transport und zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln aller Art verwendet worden, doch kannte man als Kältequelle nur das Eis, das höchstens durch Zusatz verschiedener Salze haltbarer gemacht wurde. Heute gestattet die Technik, die Kälte in unergleichlich reichem Maße zu verwenden, und der vor kurzem in Paris abgehaltene Kälte-Kongress, der Fachleute aus über vierzig Staaten vereinigte, verspricht geradezu eine neue Ära anzubahnen. Die Schöpfer der industriellen Gestaltung der Kälteverwertung sind die Franzosen F. Carré und Charles Tellier, die nach langen fruchtlosen Versuchen gegen Ende der sechziger Jahre endlich brauchbare Maschinen zu konstruieren vermochten. Carré arbeitete mit der Absorption von Ammoniak, während Tellier zuerst Aether-Kompressionskältemaschinen herstellte. Es gelang ihm etwa in die Mitte der siebziger Jahre, Fleisch in Kühlkammern lange Zeit zu konservieren und bei einer Temperatur von fast genau 0 Grad eine Schiffsladung Fleisch in vollkommen genießbarem Zustande aus Argentinien nach Europa zu bringen. Er plante damals schon eine großartige Verschiffung von amerikanischen Fleisch nach Rouen, wo große Kühlmaschinen angelegt werden sollten. Er fand jedoch zur Ausführung dieses Planes kein Geld. Die Amerikaner erkannten die Bedeutung dieser Idee mit größerer Schnelligkeit und griffen sie mit Energie auf. Im Jahre 1880 brachten die Amerikaner das frische Fleisch von 400 Rindern nach England. Im Jahre 1907 betrug dieser Export nicht weniger als 211 Millionen Kilogramm, eine Ziffer, die auch Telliers kühnste Träume nicht vorhergesehen hatte. Ein derartiger Umschwung hat geradezu eine Revolution der Ernährungsbedingungen der englischen Bevölkerung geschaffen. In London kostet heute 1 Kilogramm gutes gefrorenes Fleisch im Großhandel 60 Pf., und zu diesem Preise kommen Eier aus Australien, Lachs von Kanada, Krebse von Mauretanien, Rinderbraten von La Plata, Hammel aus Australien und Milch und Käse aus Argentinien. Ebenso werden Früchte aus aller Welt nach den europäischen Zentralpunkten in vorzüglich frischem Zustande geliefert. Auch Fische kommen schon vielfach gefroren in den Handel, wenn auch hier die Konservierung noch nicht in vollkommenem Maße gelingt. Ein außerordentlich wichtiges Gebiet der künstlichen Kälteerzeugung ist die Kühlung der Luft in heißen Ländern oder in den heißen Sommern unserer Gegenden. Der moderne Kulturmenschen wird die Frage aufwerfen, ob er nicht ebenso gut wie er im Winter seine Wohnung heizt, sie im Sommer kühlen kann. Bereits vor Jahren hat man durch eine Spannung von komprimierter Luft künstliche Kälte in geschlossenen Räumen zu erzeugen versucht, doch hat dies Verfahren keine Anwendung im großen finden können. Hingegen wird vielfach durch Verdampfung von Wasser mittels geeigneter Ventilatoren in öffentlichen Gebäuden eine Temperaturniedrigung bewirkt. Verschiedene Fabriken in Italien und in den Vereinigten Staaten haben dies System angenommen. Gänzlich es sich nur um die Kühlung eines einzelnen Raumes, so genügt es, einen über Eis geleiteten Luftstrom eintreten zu lassen. In dieser Weise gelingt es in verschiedenen Theatern Deutschlands auch an den heißen Sommertagen, die Temperatur unter 20 Grad zu halten, und viel große Restaurationslokale Berlins und Londons werden in gleicher Weise temperiert. Auch in der Blumenzucht spielt die künstliche Kälte eine große Rolle. Ch. Engel berichtet in der Wochenschrift „Umschau“ (Frankfurt a. M.) über die neue Züchtungsmethode, die darauf beruht, daß die Lebensbedingungen der Pflanzen künstlich gehemmt werden, wie dies in der Natur durch die Winterkälte der Fall ist. In Deutschland, England, Holland und Dänemark ist dies Verfahren bereits im großen angewandt worden. Die Verwertung der künstlichen Kälte ist sehr mannigfaltig und erfährt täglich eine Bereicherung; namentlich läßt die flüssige Luft für die Zukunft noch großes erwarten.